

Die Wende ist noch nicht die Umkehr – Was wird aus dem konziliaren Prozeß?

VON HELMUT ZEDDIES

Der wohl überzeugendste Beitrag der christlichen Kirche zu den Veränderungen in der DDR war die Ökumenische Versammlung in Magdeburg und Dresden. Sie hat die Wende mitbewirkt, die für den sozialistischen Staat zum Zusammenbruch geführt hat, weil er sich noch weniger als reformfähig erwies, als die Christen dies zunächst gedacht hatten. Was die Ökumenische Versammlung jedoch eigentlich gewollt hat, den konziliaren Prozeß, dem sie sich verpflichtet wußte – er bleibt nach wie vor eine unerledigte Aufgabe. Auch das Ökumenische Forum in der alten Bundesrepublik, auch Basel und Seoul machen darin keine Ausnahme.

Wenn wir uns heute vergegenwärtigen, was der Anlaß dieser ökumenischen Ereignisse gewesen ist, wenn wir sie erneut daraufhin befragen, was sie gewollt haben mit den programmatischen Worten „Gerechtigkeit – Frieden – Bewahrung der Schöpfung“, dann wird deutlich, daß der konziliare Prozeß sein Ziel bisher nicht erreicht hat. Auch wenn die Situation in Deutschland und Europa sich tiefgreifend verändert hat – die grundlegenden Herausforderungen an die Menschheit sind nach wie vor die gleichen.

Eigentlich spricht alles dafür, den konziliaren Prozeß fortzusetzen, denn der Weg ist noch nicht das Ziel. Doch den Weg neu aufzunehmen, scheint mühsamer geworden zu sein, als der Anfang gewesen ist – und das nicht nur wegen der nach wie vor drängenden Probleme, sondern auch wegen der beteiligten Partner. Unter dem Einfluß der weitreichenden Veränderungen ist offenbar auch für sie manches anders geworden. Wir sollten den Mut zu einer realistischen Bestandsaufnahme haben.

Dazu gehört m.E. auch die Einsicht, daß von den Texten der Ökumenischen Versammlung in der DDR manches durch die Entwicklung seit 1989 inzwischen überholt ist. Dies festzustellen, bedeutet nicht, es als erledigt anzusehen. Aber es heißt, der Dialog kann, wenn er neu aufgenommen wird, nicht einfach dort weitergeführt werden, wo er aufgehört hat. Entscheidend ist, daß er seine Fortsetzung findet und sich dabei den neuen Bedingungen stellt. Wenn wir den Weg des konziliaren Prozesses weitergehen wollen, tun wir gut daran zu fragen, was die Schlüsselbegriffe in der theologischen Grundlegung der Ökumenischen Versammlung von 1989 wie Umkehr, Schalom und Bund heute bedeuten können.

„Umkehr führt nicht – nostalgisch – in die Vergangenheit, sondern – prophetisch – in die Zukunft“, so heißt es in der Theologischen Grundlegung. Im Rückblick auf 40 Jahre DDR wird kaum jemand nach Nostalgie zumute sein. Viele neigen heute eher dazu, sich so zu verhalten, wie Christa Wolf ihren berühmten Roman „Kindheitsmuster“ begonnen hat: „Die Vergangenheit ist nicht tot, sie ist nicht einmal vergangen. Wir trennen sie von uns ab und stellen uns fremd.“ Mit dieser Verstellung beginnt das Verdrängen, und auch dies ist keine Gewähr, daß die Vergangenheit uns nicht immer wieder einholt. Wir können ihr nicht entgehen. Sie hat uns geprägt. Sie gehört zu unserer Geschichte und ist Teil unserer Identität. Wer die Vergangenheit verdrängt, kann auch mit der Gegenwart nicht fertigwerden und die Zukunft nicht gestalten. Unversehens erscheint wie ein Menetekel das mahnende Wort von George Santayana: „Wer die Vergangenheit verleugnet, ist in Gefahr, sie zu wiederholen.“

Werden wir also bereit sein, uns unserer Vergangenheit zu stellen? Werden wir das tun können, ohne uns von ihr überrollen zu lassen und ohne dem Hang zur Selbstzerstörung nachzugeben, den Ausländer offenbar in steigendem Maße an uns Deutschen beobachten? Und *wie* werden wir uns mit dieser Vergangenheit auseinandersetzen? Sie ist ein Stück gemeinsamer Geschichte der Deutschen-Ost und der Deutschen-West. Sie zu bearbeiten, ist darum auch eine gemeinsame Aufgabe. Die aber läßt sich nicht so bewältigen, wie das in der Öffentlichkeit heute weithin geschieht und wie es offenbar einer verbreiteten Grundstimmung entspricht: Die Ostdeutschen müssen sich für ihre Vergangenheit rechtfertigen, und die Westdeutschen geben die Maßstäbe dafür vor und sagen dann eines Tages vielleicht auch, wann es genug ist.

So lassen sich die Anteile nicht verteilen. Damit würde Geschichte von den einen usurpiert; die anderen würden von ihr enteignet werden und damit einen Teil ihrer Identität verlieren. Sich der Vergangenheit zu stellen, die in Ost und West so verschieden erlebt worden ist, wird nur gelingen, wenn wir uns unsere so unterschiedlichen Geschichten erzählen können, die zusammen die Geschichte ausmachen. Das erfordert Bereitschaft zum Zuhören und zur Solidarität, wenn die Fragen, die wir uns gegenseitig nicht ersparen dürfen, nicht in Selbstgerechtigkeit und Besserwisserei umschlagen sollen.

Auch über Fehler und Versäumnisse wird dann zu reden sein und auch über Schuld. Wer jedoch heute so auffällig darauf drängt, daß die Kirche als ganze ihre Schuld eingesteht, der muß sich zumindest fragen lassen, ob es ihm oder ihr wirklich um das Schuldbekenntnis vor Gott zu tun ist oder

ob er oder sie daran gar nicht so übermäßig interessiert ist, weil es ihm oder ihr vorrangig darum geht, Schuld zuweisen zu können. Er oder sie wird sich dann auch die Frage gefallen lassen müssen, mit welchem Maß hier gemessen wird, wieweit die eigene, zweifellos redliche, aber subjektive Position dabei die maßgebende Rolle spielt und die davon abweichenden anderen Überzeugungen ins Unrecht setzt. Dann aber droht das Schuldbekenntnis instrumentalisiert und als Mittel der Rechthaberei mißbraucht zu werden.

Dennoch, im biblischen Sinn des Wortes kann es keine Umkehr geben, ohne daß Schuld, die jemand auf sich geladen hat, auch bekannt wird. Schuld ist nicht nur, aber vor allem eine Sache mit Gott und darum zu allererst auch vor ihm auszusprechen. Die Theologische Kommission des bisherigen Bundes der Evangelischen Kirchen hat sich auf Wunsch seiner Synode mit der Theologischen Grundlegung der Ökumenischen Versammlung ziemlich eingehend befaßt. Der Kommission ist aufgefallen, daß in diesem entscheidenden Text wesentliche Gesichtspunkte für das Schlüsselwort „Umkehr“ eigentlich kaum im Blick sind. Vorrang haben dort die Folgen der Umkehr: der Einsatz für die Erhaltung der Welt, Versöhnung der Menschen untereinander, Hilfe für Arme und Entrechtete. Was die Umkehr erforderlich macht und was sie auszeichnet, nämlich die Knechtschaft durch Schuld und die Befreiung durch Vergebung, das findet dagegen kaum Beachtung.

Im Schlußdokument von Basel ist das anders. „Wenn wir auf das Wort Gottes hören, erkennen wir unsere Verantwortung“, heißt es hier. „Wir glauben, daß die Zukunft sich uns dann öffnen wird, wenn wir uns Jesus Christus zuwenden“ (Ziffer 4.1.). „Gottes Vergebung zu suchen, hieße, dem Ruf zur Umkehr Folge zu leisten“ (4.5.). Weshalb sie nötig ist, wird ausgesprochen, indem bekannt wird, warum die Christen versagt haben. Ausführlich beschrieben werden dann die weitreichenden gesellschaftlichen Folgen, die sich für sie aus der Umkehr zu Gott ergeben, eben weil sie nicht alles läßt, wie es war, sondern Veränderungen bewirkt und Handlungsimpulse gibt.

Durch die Ereignisse, die hinter uns liegen, ist auch uns inzwischen deutlicher geworden, daß Umkehr etwas anderes bedeutet als ein Wendemanöver, das nur dazu dient, unter veränderten Witterungsverhältnissen den alten Kurs beizubehalten. Wir haben in die Abgründe von Versagen und Schuld blicken müssen. Und wir haben die Empörung und die Ratlosigkeit kennengelernt angesichts der verbreiteten Unfähigkeit, Fehler einzugestehen und Verantwortung auf sich zu nehmen. Von daher ist es gut zu verstehen, wenn gerade engagierte Christen der Überzeugung sind, daß Schuld nur

vergeben werden kann, wenn sie zuvor als solche bekannt worden ist, und daß solange Gemeinschaft mit denen eigentlich nicht möglich ist, die zu einem solchen Bekenntnis nicht bereit sind.

So verständlich diese Ansicht ist, ich halte sie dennoch für kritikwürdig. Natürlich kann es ohne Vergebung von Schuld keine Befreiung von der Last der Vergangenheit geben. Doch nach dem Neuen Testament ist Gott größer als unser Herz (1Joh 3,20). Jesus hat sich nicht gescheut, bei dem Oberzöllner Zachäus, der durch die Kumpanei mit der römischen Besatzungsmacht zu einem vermögenden Mann wurde, zu Gast zu sein (Lk 19,1ff). Und er stellte dafür keine Bedingungen. Nicht die Voraussetzung, sondern erst die Folge dieser Begegnung war, daß im Leben dieses Menschen alles anders wurde.

Das Schuldbekenntnis ist also nicht notwendigerweise die Bedingung für die Vergebung. Es ist gleichwohl unvermeidlich, aber es kann eben auch erst unter der Erfahrung der befreienden Botschaft des Evangeliums zustande kommen. Wir werden darauf achten müssen, daß unsere Urteile und unsere Meinungen nicht unter der Hand zu Maßstäben für Gottes Handeln gemacht werden. Dann sind wir schnell dabei, ihm den Spielraum vorzuschreiben, in dem er sich bewegen darf, und ihn damit für uns benutzbar zu machen. Das läßt Gott nicht mit sich machen. Wir müßten uns nach den Motiven solcher Einstellung fragen. Mit dem Bundesgedanken, der in der Theologischen Grundlegung ja eine maßgebliche Rolle spielt, wäre dies nicht zu vereinbaren. Denn nicht wir sind es, sondern er ist es, der den Bund schließt und durchhält trotz aller Untreue, die Gott von Menschen erfährt. Und nicht wir nehmen ihn in Gebrauch, sondern er nimmt uns in Dienst – und das ist und bleibt ein erheblicher Unterschied.

„Umkehr in den Schalom“ ist ein weiteres theologisches Schlüsselwort der Ökumenischen Versammlung. Was dazu über das ganzheitliche Verständnis von Frieden und über die Beziehungen zu Gerechtigkeit und zur Bewahrung der Schöpfung in der Theologischen Grundlegung gesagt worden ist, wird auch in Zukunft von Bedeutung sein. Auch hier fällt jedoch auf – und die Theologische Kommission hat in ihrer Stellungnahme auch darauf aufmerksam gemacht –, daß das vorrangige Interesse offenbar an den innerweltlichen Auswirkungen des Friedens liegt, den Gott mit den Menschen macht. Sie sollen in ihrer Bedeutung für den gesellschaftlichen Auftrag der Christen gar nicht zurückgenommen werden. Trotz aller Bemühungen, sich gegenüber möglichen Mißverständnissen zu schützen, ist am Ende aber doch der Eindruck nicht zu vermeiden, als bestehe in der Theologischen Grundlegung die Wirkung des Heils hauptsächlich in einer

Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse und in der Bewältigung globaler Konflikte.

Dadurch ergeben sich offene Fragen; z. B., wie unterscheidet sich Gottes Handeln eigentlich von unserem Handeln? Worin ist er uns voraus und in seiner Einzigartigkeit eben unvergleichbar? Oder sind die Menschen sozusagen Gottes Hände und Füße, und sind sie im Bund mit ihm also die Vollstrecker seines Friedenswillens? Wie aber läßt sich das durchhalten angesichts einer ganz anderen Wirklichkeit, in der für Gott eigentlich kein Raum und kein Bedarf ist? Die Spannung zwischen dem Reich Gottes, das schon da ist und zugleich noch aussteht, wird offenbar kaum empfunden.

Diese Spannung ist im Grunde nur mit dem gekreuzigten Jesus Christus zu bewältigen, der Gottes Gegenwart gerade in seiner vermeintlichen Abwesenheit bezeugt, das Leben angesichts des Todes; der die Ohnmacht nicht scheut, um die Liebe und die Versöhnung zur Geltung zu bringen. Auch dies scheint mir im Schlußdokument von Basel deutlicher zum Ausdruck gebracht zu sein.

Es wäre ja ein durchaus angemessenes Verhältnis, wenn die Texte der Ökumenischen Versammlung in der damaligen DDR wie in der alten Bundesrepublik Vorarbeiten und Anregungen für die Europäische Versammlung gewesen sind, die diese dann aufgenommen, ergänzt und weitergeführt hat. Theologische Texte aber sind nicht das Ganze. Sie sind vielleicht nicht einmal das Entscheidende, weil auch sie nur Ausdruck eines Wollens und – wenn es gut geht – gemeinsam gewachsener Einsichten sein können.

Auch die Ökumenischen Versammlungen haben darum nicht nur Texte produziert. Sie sind mehr gewesen. So wichtig ihnen auch der Konsens war, nicht alles läßt sich in Sätzen festhalten. Entscheidend ist die Spiritualität, die sich in den Texten manifestiert, die den konziliaren Prozeß überhaupt in Gang gesetzt und geprägt hat. Ohne diese Spiritualität, die nur erbeten werden kann, weil sie unverfügbar ist, wird es auch nicht gehen, wenn dieser Prozeß, sofern Gott Gnade gibt, weitergeführt werden soll.